Telephon-Anschluß 53.

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaction: Joseph Grunau. Expedition: Neuß, Markt 15. Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die **Neuß-Grevenbroicher Zeitung** erscheint **täglich** mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; **Samstags** und **Mittwochs** in **2 Nummern** und als **Gratis**beigaben wöchentlich das **St. Quirinusblatt** und monatlich die Beilage **zur Geschichte der Kreise Neuß und Grevenbroich.** — **Preis** pro **Quartal** in **Neuß** durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der **Post** abgeholt **M. 1.75.** Das Illustrirte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von **20 Pfg.** pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die **weiteste Verbreitung** und bei dem **kaufkräftigen** Lesepublikum unseres Blattes die **beste Wirkung. Preis** für die 6-gespaltene **Zeile** oder deren Raum **15 Pfg.** Bei größeren Annoncen und öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen erbeten an die Expedition bis **7 Uhr Abends** für die Nummer des folgenden **Tages.** Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.

Nr. 39. (Mittwochs-Beilage.) **Mittwoch, 27. December.** (Johannes, Ev.) **26. Jahrgang.**

Kirchliches.

Im Anschlusse an einen päpstlichen Erlaß, das hl. Jahr betreffend, erläßt der Capitularvicar folgende Verordnung über den Jubelablaß:

A. Während des mit der ersten Vesper des Weihnachtsfestes 1899 beginnenden und mit der ersten Vesper des nächstjährigen Weihnachtsfestes schließenden heiligen Jahres sind alle Abläße mit folgenden Ausnahmen aufgehoben. Unverändert sollen bleiben:

1. Die Abläße, welche für die Todesstunde verliehen sind.

2. Der Erlaß, den nach Anordnung Benedikt XIII. alle jene gewinnen können, welche beim Glockenzeichen knieend oder stehend den „Engel des Herrn" oder in der österlichen Zeit das „Freu' dich, o Himmelskönigin" beten.

3. Der Ablaß von zehn Jahren und ebenso vielen Quadragenen, welchen Pius IX. im Jahre 1876 denen gewährte, die andächtig die Kirchen besuchen, wo das vierzigstündige Gebet gehalten wird.

4. Ebenso die Abläße, welche denen verliehen sind, die das allerheiligste Sacrament, wenn es zu Kranken getragen wird, begleiten oder einen andern das Allerheiligste bei dieser Gelegenheit mit einem Lichte begleiten lassen.

5. Der Ablaß, welcher denen zu Theil wird, die andächtig die Kirche Unserer Lieben Frau von den Engeln unweit Assisi in der Zeit von der Vesper des 1. August bis zum Sonnenuntergange des folgenden Tages besuchen.

6. Die Abläße, welche die Cardinal-Legaten a latere und die apostolischen Nuntien, ebenso diejenigen, welche die Bischöfe bei den kirchlichen Functionen entweder durch Ertheilung des Segens oder in einer anderen üblichen Weise zu bewilligen pflegen.

7. Die Abläße der für die Verstorbenen privilegirten Altäre, sowie die andern ausschließlich zu Gunsten der armen Seelen bewilligten Abläße. Auch die zu Gunsten der Lebenden verliehenen Abläße bleiben bestehen, aber nur, damit sie den Verstorbenen fürbittweise zugewendet werden können. Sie sollen also nicht den Lebenden zu Gute kommen, wohl aber den Verstorbenen.

B. Der Jubelablaß kann, wie schon bekannt gegeben wurde, während des ausgeschriebenen hl. Jahres an sich nur in Rom selbst gewonnen werden. Jedoch hat nunmehr der hl. Vater solchen Personen, welche durch ihre Verhältnisse abgehalten sind, die vorgeschriebene Wallfahrt zu den Gräbern der hl. Apostel zu unternehmen, auch schon für das Jubeljahr 1899/1900 die Gewinnung des Jubelablasses bewilligt. Unter diesen Gnadenerweis sind einbegriffen:

1. Die Ordensfrauen, welche die feierlichen Ordensgelübde abgelegt haben und in klösterlichen Genossenschaften in strenger Clausur leben, ferner die Novizinnen und alle, welche zur Erziehung oder aus einer anderen rechtmäßigen Ursache in diesen Klöstern verweilen. Ebenso auch diejenigen Ordensfrauen dieser Klöster, welche zur Sammlung von Gaben außerhalb des Klosters sich aufhalten.

2. Die Oblatinnen mit gemeinschaftlichem Leben, deren Institut vom Apostolischen Stuhle dauernd oder nur probeweise bestätigt wurde, mitsammt ihren Novizinnen und Zöglingen und allen denjenigen, welche mit ihnen zusammen wohnen, wenn sie auch nicht zu strenger Clausur verpflichtet sind.

3. Die Tertiarierinnen, welche in demselben Hause gemeinschaftlich leben, ebenfalls mit ihren Novizinnen und denjenigen, welche mit ihnen zusammen wohnen, wenn sie auch nicht zu strenger Clausur gehalten sind und ihr Institut bisheran keine Bestätigung beim Apostolischen Stuhle gefunden hat; eine solche kann aber aus der gegenwärtigen Gnadenverleihung für die Zukunft nicht hergeleitet werden.

4. Die Mädchen und Frauen in Pensionaten und religiösen Erziehungshäusern, auch wenn sie weder zu den Ordensfrauen, noch zu den Oblatinnen, noch zu den Tertiarierinnen gehören und zur Clausur keineswegs verpflichtet sind.

5. Die Anachoreten und Einsiedler, jedoch nicht diejenigen, welche, ohne zur Clausur verpflichtet zu sein, sei es in einer Communität oder Genossenschaft, sei es einzeln unter der Leitung ihrer kirchlichen Obern, nach bestimmten Gesetzen und Regeln leben, sondern diejenigen, welche in ständiger, wenn auch nicht gerade ewiger Clausur dem beschaulichen Leben in der Einsamkeit sich widmen, auch wenn sie einem Kloster oder Orden angehören, wie einzelne Cistercienser, Karthäuser, Mönche und Einsiedler nach der Regel des heiligen Romuald.

6. Diejenigen, welche zur Sühne oder Bestrafung in Haft gehalten werden.

7. Die Kranken beiderlei Geschlechts, jeden Standes, und zwar zunächst diejenigen, welche außerhalb Rom von einer Krankheit befallen werden, die es ihnen nach dem Urtheil des Arztes unmöglich macht, innerhalb des Jubeljahres die ewige Stadt zu besuchen, sodann diejenigen, welche als Reconvalescenten ohne große Nachtheile die Reise nicht unternehmen können, wie auch schließlich alle, welche in Folge ihrer Körperschwäche an der Wallfahrt gehindert sind. Zu diesen sollen auch die Greise gehören, die das siebenzigste Lebensjahr bereits überschritten haben.

Was die Bedingungen anbelangt, unter welchen diese Personen den Jubelablaß gewinnen können, so bestimmt der hl. Vater Folgendes:

Wir ermahnen und bitten alle diese und beschwören sie im Herrn, in der Bitterkeit der Seele ihre Sünden zu erforschen, dieselben von Grund des Herzens zu verabscheuen und ihr Gewissen durch den Empfang des heiligen Bußsacramentes wie auch durch die Verrichtung angemessener Bußwerke zu reinigen, sodann mit gläubiger und ehrfurchtsvoller Gesinnung und im Geiste herzlicher Liebe sich dem heiligen Gastmahle zu nahen und zu Gott dem Herrn durch seinen eingeborenen Sohn und auf die Fürbitte der glorreichsten Jungfrau Maria, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und aller Heiligen, in Unserer Absicht wie auch nach der Meinung der Kirche inständig zu beten für die Erhöhung der hl. Kirche, für die Ausrottung der Irrlehren, für die Eintracht unter den christlichen Fürsten und für den Frieden und die Wohlfahrt des christlichen Volkes, wie auch zu demselben Zwecke anstatt des Besuches der vier Hauptkirchen in Rom andere fromme Werke der Gottesverehrung oder Nächstenliebe, theils nach eigener Wahl, theils nach der Weisung von besonders von Uns beauftragten Priestern, zu verrichten.

Hinsichtlich der vorbezeichneten Personen werden hiermit die von ihnen für ihre Jubiläumsbeichte zu wählenden Beichtväter ermächtigt, ihnen anstatt des Besuches der vier Hauptkirchen zu Rom andere, ihren Verhältnissen entsprechende fromme Werke aufzuerlegen, wie auch gegebenenfalls die Lossprechung von den bischöflichen Reservatfällen zu ertheilen.

Weniger Worte, mehr Thaten.

Das Jahrhundert geht zu Ende und die sociale Frage, die das 19. Säkulum zu so gewaltiger Ausdehnung hat anwachsen sehen, muß noch „ungelöst" in das 20. Säkulum mit hinübergenommen werden. An Rathschlägen und Versprechen großer, umfassender Heilmittel der socialen Noth hat es nicht gefehlt. Der lange Zeit mit Bestimmtheit noch in diesem Jahrhundert verheißene socialistische Zukunftsstaat ist ausgeblieben und verschwindet auch für diejenigen, die auf ihn hoffen, mehr und mehr hinter den nächstliegenden praktischen Zielen. Auf der andern Seite ist auch eine durchgreifende christliche Reorganisation der Gesellschaft noch nicht zur Wirklichkeit geworden. Eine kräftige Erneuerung der Menschheit in christlichem Geiste ist gewiß ein wesentliches Mittel einer gründlichen socialen Reform. Ist diese Erneuerung aber das allein hinreichende Mittel, die sociale Reform zu vollbringen, ein Mittel, welches auf die Ergänzung durch praktische sociale Arbeit verzichten und ohne sie zum Ziele kommen kann? In der That hat es bis auf den heutigen Tag unter den christlichen staatstreuen Elementen nicht an solchen gefehlt, die allein von einem „Wieder christlich werden" der ganzen menschlichen Gesellschaft alles Heil erwarten, die daher wohl an der Besserung der Herzen nach Kräften mit arbeiten wollen, deren einzige Mitarbeit an der eigentlichen Arbeit der socialen Reform aber nur darin besteht, feierlich zu verkündigen, oder andern gelegentlich nachzusprechen: nur auf dem Boden des Christenthums, nur mit Hülfe der Kirche könne der socialen Noth gesteuert werden.

Das Bekenntniß dieser für einen Katholiken über allen Zweifel erhabenen Wahrheit ist gewiß verdienstlich, aber für sich allein völlig wirkungslos, irgend eine Besserung in den socialen Verhältnissen herbeizuführen. Und leider bleibt es in sogenannten gut katholischen Kreisen häufig bei diesem bloßen Bekenntniß; man begnügt sich mit dem tröstlichen Bewußtsein, die Kirche allein werde die sociale Frage lösen, das „Wie?" kümmert einen nicht. Daß die Kirche aus Menschen besteht, und daß, wenn diese Menschen sich nicht vom socialen Geiste des Christenthums durchdringen lassen und in diesem Geiste nicht wirklich etwas leisten zur allmählichen schrittweisen Besserung der socialen Zustände, dann auch die Kirche nichts leistet, das bedenken viele nicht. Das sind diejenigen, die gleichsam von einem „christlichen Zukunftsstaate" Heil erwarten, der über Nacht ohne vieles Zuthun der kirchentreu gebliebenen Elemente einmal erscheinen müsse und sie aller Noth überheben, einen allgemeinen socialen Frieden, vollkommene Versöhnung der widerstreitenden wirthschaftlichen Interessen herbeiführen werde.

Glücklicherweise nimmt die Einsicht in immer weiteren Kreisen zu, daß wir auf eine christliche Reorganisation der Gesellschaft nicht hoffen können, wenn nicht alle christlichen Glieder der Gesellschaft mit Eifer an der Verwirklichung dieses Zieles thatkräftig arbeiten helfen. Es genügt aber nicht, daß wir selbst christlich bleiben, daß wir uns von der Nothwendigkeit unserer religiösen Grundsätze für eine gedeihliche Entwicklung der socialen Zustände überzeugt halten und um uns in dieser Ueberzeugung zu befestigen, uns zusammenschaaren. Damit allein ist weder für uns noch für andere in den socialen Verhältnissen etwas gebessert. Wir wollen die großen Schaaren, die den christlichen Prinzipien heute den Rücken gekehrt haben, zu diesen wieder zurückführen. Wie aber werden wir das vermögen, wenn unser Christenthum nicht socialen Arbeitseifer weckt, wenn wir wohl gute Lehren zu bieten haben, aber in so sehr vielen Fällen keine Thaten. Wohl predigt das Christenthum die Achtung der von Gott gewollten Standesunterschiede, die Zufriedenheit auch bei einem bescheidenen irdischen Loos, aber zugleich hält es uns an, die größtmögliche Verbesserung dieses Erdenloses, welches so häufig noch auch den bescheidensten Anforder-

Die Goldgrube im Buchet.

Eine Sage aus dem Walde. Von **Anton Schott.**

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Zur selben Zeit saßen in einer kleinen, aus Lehm und roh behauenen Stämmen zusammengefügten Hütte am Waldessaume drei Leutchen um den wackeligen Tisch herum und verzehrten ihr Abendbrod: gesottene Erdäpfel, Haferbrod und aus Hafermehl bereitete Suppe. Der alte, ein ganz zusammengeschundener und zusammengearbeiteter Grankopf, mit wetterbraunem Gesichte und derbknochigen Händen, sein Weib nicht viel anders und der Junge ein von Gesundheit und Kraft strotzender Bursche in zerrissenem Gewande.

„Nur einmal wenn es uns auch besser ginge!" seufzte sie. „So lange die Kinder klein waren, ist es uns schlecht gangen, weil wir für sie haben sorgen müssen, und jetzt geht es uns nicht viel besser, weil wir für uns nimmer recht sorgen können."

„Sei froh, Alte, daß wir den Gesund haben!" tadelte der Alte. „Wer weiß, schmeckt's dem König so, der alle Mahlzeit Gesottenes und Gebratenes hat auf dem Tische? Da schau dem Sepp zu, wie's ihm schmeckt!"

„Ich hab' auch gewirkt fär noch einen", bedeutete der. „Allweil sind es zu wenig Leute, und wo zwei hingehören stellt er nur einen hin . . . gerad z'wegen den paar Groschen, die er die Woche dabei erspart und von uns herabschindet. Aber ich hab' ihm heut' gesagt, von Morgen an schieb ich keinen Hund mehr. Wenn er mich nicht als Häuer mag, als Bergmann, so mach' ich Feierabend."

„Und was hat er gesagt?"

„Wenn ich gerad darauf steh', sollt ich halt brechen, hat er gesagt. Und von Morgen an geht's fein anders. Unverhofft sind sie auf einen Kieselfelsen gekommen, and in den will er hineinarbeiten lassen, Tag und Nacht soll gearbeitet werden, und doppelte Löhne hat er versprochen."

„Da muß er wohl was im Sinne haben", muthmaßte der Alte. „Für nichts und wieder nichts zahlt er nicht doppelte Löhne. Es wird schon so sein, wie es die Leute sagen: er wird einen Augenspiegel haben, der ihm alles anzeigt, was er sehen will. Leicht, daß er gar Silber oder Gold weiß hinter dem Gefelse."

„Kann schon sein", gab der Bursche recht. „Er muß was vermuthen dahinter. Er hat ja auch gesagt, wer zuerst eine Ader findet von dem oder dem Erz, dem gehört das erste Stück, das er herausbringt."

„Wenn's so ein Trumm wär' wie ein Kopf!" wünschte die Alte.

„Du bist nicht gescheit", tadelte der Alte wieder. „Solche Trümmer wird's nicht geben, sonst wär' das Zeug nicht so selten und theuer. Wenn einer einen Brocken fände wie eine Faust, er könnt zufrieden sein damit und sich dafür das schönste Gütl kaufen."

Der Bursche stützte den Kopf in die Hand und sah eine Weile stier vor sich hin. Bei des Vaters Rede war ihm ein Gedanke durch den Kopf gefahren wie ein leuchtender Blitz: Wenn er den Brocken fände!

Er legte den Löffel weg, stand auf, sprach stille sein Tischgebet und nahm nachher Hut und Joppe vom Nagel.

„Wo willst denn noch hin?" fragte die Alte.

„Gerad nur ein bissel in die Nachbarschaft hinüber", gab er als Bescheid und ging. Sinnend schritt er durch die verblassende Dämmerung dahin: Wenn er den Brocken fände! Sonst hatte er keinen Gedanken.

Unter einem dichten Haselgebüsch legte er sich nieder, sah abwechselnd hinauf gen den flimmernden und glitzernden Sternenhimmel und gen den Osser hinüber, in dessen Gefelse Reichthum für Millionen Menschen stecken mochte. Wenn er den Brocken fände! Sonst wollte er nichts von all dem Reichthume. Flugs würde er ihn umtauschen gegen gangbar Geld und für sich und seine alten Eltern ein fruchtbares Gütlein erwerben. Vielleicht, daß dann mehr Hände zur Bearbeitung desselben nothwendig waren . . . nun, dann wußte er auch schon, wo er hinzugehen hatte, um noch zwei kräftige Arme sowohl für das Hauswesen als auch für die Feldarbeit zu bekommen.

So sann und träumte er, bis der Heerwagen (Sternbild des großen Bären) auf Mitternacht stand. Dann erhob er sich langsam und schlenderte der Hütte zu, noch einige wenige Stunden des Schlafes und der Ruhe zu genießen.

* * *

Als die Sonne die Kuppen des Arber mit ihren ersten Strahlen vergoldete, stand der Bursche schon vor der Mündung des Stollens. „Glück auf!"

„Glück auf!"

„Der lästerliche Kieselfelsen macht einem gehörig warm", gab einer der Bergleute, die Nachtschicht gehalten, seine Erfahrung zum besten. „Man verdient den doppelten Lohn redlich."

„Kann schon sein", gab ihm ein anderer Recht. „Lieber thät ich Tag und Nacht Stöcke graben im Walde oben. Was da einer zuschlagen muß!"

„Und wer weiß, ob er was findet?" zweifelte ein dritter. „Nach links zu hielte der Kiesgang schon vor, deß getraute ich mir meinen Kopf zu verwetten."

„Er muß doch seine bestimmte Absicht haben", meinte ein vierter. „Der Erdmann ist am allerwenigsten derjenige, der sein Geld wegwirft und planlos herumwühlt in der Erde."

Sel mein' ich halt auch", stimmte der Sepp bei. „Das von dem Augenspiegel mag doch kein so leeres Gerede sein."

Wer weiß? Es wird sich ja herausstellen. Glück auf!"

Die in Tagschicht Arbeitenden gingen in den Stollen. Bald klopften die Fäustel in lustigem Zeitmaße auf die Bohrer nieder, und die abspringenden Kieselsplitter stoben in dem Halbdunkel herum wie Sonnwendkäfer in der Sommernacht. Langsam drangen die Bohrer in das harte Gestein, und zu Mittag erst konnte geschossen werden. Doch hinter dem Bruche zeigte sich das nämlich taube Gestein wie vor ihm.

Der Bergmeister maß die Tiefe des Ausbruches und schüttelte einige Male den Kopf. Merkwürdig! Daß der Kieselgang so mächtig wäre? Oder lief er in dieser Richtung? Nun, bis zum Abende konnte er noch in der alten Richtung fortarbeiten lassen, wenn da kein Wechsel eintrat, war es dann noch Zeit, eine andere einschlagen zu lassen. Die Fäustel begannen wieder zu klopfen und zu hämmern, und der Bergmeister schritt mit finster zusammengezogenen Brauen und aufeinandergekniffenen Lippen hinaus.

So wie diesmal hatte ihn das Bergglück noch nicht genarrt. Einmal sprang es rechts, einmal links, und wenn er danach fassen wollte, starrte ihm bis auf die spärlichen Eisenkiesgänge das taube Gestein entgegen. Mißmuthig und sinnend schritt er in den Wald hinauf und kroch noch einmal am Gehänge herum. Was sollte er auch sonst beginnen bis zum Abende, da die Nachtbelegschaft sich sammelte und die Tagbelegschaft sprengte?

Als die Sonne sich stark gen das Regenthal niedersenkte, stieg er thalwärts und schritt der Stollenmündung zu. Da begann der Boden unter seinen Füßen zu zittern und zu beben, und gedämpftes Brummen drang daraus hervor: so, wie wenn tief unter der Erde die Erdbeben gehen, oder wie die Leute nach einer uralten Sage reden: wenn der in der Erde eingeschlossene Riesenstier wühlt und gröhlt. Der Bergmeister blieb überlings stehen. Also sie sprengten schon, und genau an demselben Orte waren sie unten, den er sich gestern ausgemittelt.

Wie er zum Stollen kam, scholl von der Mündung her ein brausendes „Glück auf!"

„Glück auf! Glück auf!"

Was war das? Was hatten die Leute? Mit langen Schritten eilte er dahin.

„Glück auf! Glück auf!"

„Ja, was ist denn los?" hastete er heraus, als er die zu einen Haufen zusammengedrängten und hastig miteinander redenden Männer erreicht.

„Schier das blanke Gold liegt drinnen im Kieselgestein", vermeldete ein alter Bergmann. „Da schaut!" Er reichte dem Bergmeister eine in einem etwa zwei Köpfe großen Kieselstücke eingebettete und schier armsdicke Stufe gleißenden Goldes hin.

Des Bergmeisters Brauen schoben sich merklich auseinander, und um den Mund spielte ein glückliches Lächeln. „Wer hat sie gefunden?" frug er lächelnd.

„Der Sepp. Dem sein Schuß hat die Ader aufgerissen, und er hat sich das erstbeste Stück genommen. Es liegen noch mehrere kleinere drinnen."

„Ihr habet ja gesagt, daß dem das erste Stück gehört, der es findet", erinnerte der Bursche schier am ganzen Körper zitternd.

„Ja, das Stück gehört dein; ich hab' es gesagt", bestätig der Bergmeister.

Dann ging er mit den Leuten in den Stollen und besah sich die aufgerissene Ader. Gleich einem starken Männerarme zog sich das funkelnde Metall durch das Kieselgestein. Wie ein Frösteln überlief es seinen Rücken, als er es sah. Wer konnte ihm nun sagen, wie reich er war? Das war sein erster Gedanke dann wirbelte es durch seinen Kopf.

Nur als sich die für die Nachtschicht bereitete Belegschaft an die Arbeit machen wollte, raffte er sich aus seinen Gedanken auf. „Feierabend ist!" vermeldete er. „Jetzt versichert den Stollen, daß keiner hereinkann, der nichts verloren hat drinnen, und dann geht ihr mit mir. Durch drei Tage seit ihr meine Gäste, und so ein Fest wird die alte Bergstadt noch niemals gesehen haben.

„Glück auf! Glück auf!"

* * *

Sepp eilte schier wie ein Närrischer das Gehänge

ungen an ein menschenwürdiges Dasein nicht entspricht, zu erstreben.

Nun sehen wir aber, wie in den besser gestellten christlichen Gesellschaftsschichten viele noch so wenig Verständniß und praktische Antheilnahme für die sociale Selbsthülfe der schlechter gestellten Volksklassen beweisen. Nicht selten bereiten manche, die sich als „gute Katholiken" hinstellen, in ihren socialen Vorurtheilen jenen rechtmäßigen Bestrebungen noch Schwierigkeiten. Und andererseits erleben wir das Schauspiel, daß die durch die socialen Verhältnisse Bedrängten, die zwar der Kirche treu geblieben, zur Verbesserung ihrer Lage sich nicht allgemein und nicht energisch aufraffen. Wir sehen wie christliche Arbeiter, die über ihre schlechte Lage zu klagen gleich bei der Hand sind, sich nicht um die Gründung oder Betheiligung an den christlichen Gewerkvereinen bekümmern oder in denselben nicht thatkräftig mitarbeiten, vielleicht noch mit unfruchtbaren Reden über die allgemeinen socialen Grundsätze des Christenthums oder über den Unglauben und die falschen Ziele der Socialdemokratie die Zeit vergeuden, statt sich vornehmlich über wirthschaftliche Verhältnisse, über die Einzelheiten der Arbeitergesetzgebung ꝛc. zu unterrichten und dann Hand anzulegen an die praktische sociale Kleinarbeit. Wir erleben es, daß viele christliche Handwerker von den ihnen gebotenen Vortheilen der Innungs- und Genossenschaftsgesetzgebung keinen Gebrauch machen, oder in kurzsichtiger Weise die kaum geschaffene Organisation bald wieder zu Grunde gehen lassen. Wir sehen, daß die christlichen Landwirthe noch zum großen Theile den genossenschaftlichen Zusammenschluß vernachlässigen, kurz, daß überall die sociale Kleinarbeit, durch die allein etwas erreicht werden kann, noch vielfach vergessen wird.

Wie soll aber das Christenthum weite Volkskreise, die ihm heute fernstehen, wieder zu sich hinüberziehen können, wenn diese ihm noch entgegenhalten können: Ihr Christlichen leistet noch so wenig zur Besserung der socialen Verhältnisse und Ihr wollt doch durch die Macht der Kirche der allgemeinen socialen Noth steuern können.

Die Predigt der christlichen Wahrheit allein nutzt also nichts, wenn nicht die Predigt der socialen That hinzukommt und jener wieder die Wege ebnet. Nicht mit einem großen Wurfe werden durch das Christenthum bessere sociale Verhältnisse geschaffen werden können, sondern diese Besserung, durch praktische, wenn auch langsam fortschreitende, aber ausdauernde Kleinarbeit herbeigeführt, wird zugleich die christliche Reorganisation der Gesellschaft verwirklichen helfen. „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!" sang man in diesen Tagen; auch der sociale Frieden kann nur ermöglicht werden, wenn jeder Einzelne den guten Willen bethätigt, durch praktische sociale Thaten, wenn auch nur im Kleinen, die socialen Wahrheiten und Kräfte des Christenthums wirksam zu machen.

Deutschland.

* **Berlin,** 26. December.

* **Das Ergebniß** des preußischen Staatshaushaltsetats für 1898/99 ist in dem 2jährigen Finanzbericht des Ministers v. Miquel an den Kaiser mitgetheilt. Danach beträgt der Ueberschuß des Jahres 84,3 Millionen Mark. Hiervon sind bestimmungsgemäß 50 Millionen verwandt für unvorhergesehene Ausgaben der Eisenbahnverwaltung und 34,3 Millionen Mark zu außerordentlicher Schuldentilgung. In dem Jahre 1897/98 betrug der Ueberschuß 15 Millionen Mark mehr, nämlich 99 Millionen Mark. Das Ergebniß reizt also mit dem Niedergang der Mehreinnahme durchaus nicht zum Geldwegwerfen. Und wieviele Culturaufgaben leiden, weil Herr Miquel die Achseln zuckt und sagt: „Kinders, dafür haben wir kein Geld nicht!"

* **Zur Aufhebung der Militärattaché-Posten in Paris** von Seiten der Dreibund-Mächte schreibt die ‚Köln. Ztg.' anscheinend officiös:

Es unterliegt für uns keinen Zweifel, daß dieses Zusammentreffen kein zufälliges ist, daß vielmehr die Dreibundmächte angesichts der seltsamen Enthüllungen, die General Mercier über die Ueberwachung ihrer Militärattachés durch den französischen Generalstab im Dreyfusproceß gemacht hat, und angesichts der Behandlung, die in diesem Proceß den Mittheilungen des Majors Panizzardi und des Obersten Schneider zu Theil geworden ist, sich darüber verständigt haben, zunächst keine Militärattachés in Paris zu beglaubigen. Demgemäß dürfte auch Frankreich nunmehr seine Militärattachés aus Berlin (Graf Foucauld), aus Rom (Oberst Girard-Pinsonnière) und aus Wien (Hauptmann de Laguiche) zurückberufen. Nach unsern Erkundigungen handelt es sich bei dieser Maßregel der Dreibundmächte nicht um eine endgültige Einziehung dieser Stellen und noch weniger um eine feindliche Maßregel gegenüber der französischen Regierung. Zu einer feindlichen Maßnahme würde die deutsche Regierung am wenigsten Ursache haben, denn sie hat in klarer Erkenntniß des chauvinistischen Charakters gewisser französischer Kreise von vornherein mit Entschiedenheit dafür gesorgt, daß der frühere deutsche Militärattaché Oberst v. Schwartzkoppen in keinerlei Beziehungen zu den französischen Militärgerichten trat und somit keiner gerichtlichen Bewerthung seiner Glaubwürdigkeit ausgesetzt werden konnte; sein Nachfolger Frhr. v. Süßkind ist aber französischerseits von Angriffen verschont geblieben. Wenn trotzdem auch deutscherseits das Beispiel der beiden anderen Mächte des Dreibundes befolgt wird, so geschieht das sicherlich in dem Sinne, um durch die Gemeinsamkeit des Vorgehens jeden Zweifel darüber auszuschließen, als ob die drei Mächte in der Beurtheilung der von französischen Behörden gegenüber den Militärattachés beobachteten Haltung uneinig seien. Es handelt sich nicht um eine Drohung, sondern um eine Vorbeugung, sie soll dazu dienen, die jetzigen guten Beziehungen, die zwischen dem Dreibund und der französischen Regierung bestehen, vor plötzlichen Störungen zu sichern, welche nur allzu leicht eintreten könnten, wenn in Frankreich das jüngste tactlose Verfahren gegenüber Herrn Panizzardi und Oberst Schneider auch auf etwaige Nachfolger ausgedehnt würde. Wenn die Gefahr nicht mehr vorliegen wird, daß ähnliche Vorkommnisse wieder eintreten, wird die Neubesetzung der drei Stellen keine Schwierigkeiten hervorrufen.

* **St. Johann,** 25. Decbr. Wie es scheint ist die Wahl des Herrn Rechtsanwaltes Dr. Muth, Angehöriger der Centrumspartei, zum Beigeordneten von St. Johann nicht bestätigt worden; denn Herr Dr Schoenemann sowie Herr August Klein, welch letzterer gleichzeitig mit Herrn Dr. Muth zum Beigeordneten gewählt worden, haben ihre Bestätigung bereits erhalten. Dazu bemerkt die liberale St. Johanner Zeitung: „Die Nichtbestätigung würden wir lebhaft bedauern. Herrn Muths Verdienste um unser Gemeindewesen während seiner 14jährigen Thätigkeit im Stadtrath lassen sich nicht aus der Welt schaffen. Wie man hört, wurden die drei Herren annähernd von derselben Majorität zu Beigeordneten gewählt. Dieselben gehören den verschiedensten politischen Richtungen an. Sollte Herr Dr. Muth nicht bestätigt werden, so würde man sich auf Seiten der Katholiken verletzt fühlen müssen und nicht mit Unrecht darauf hinweisen können, daß bei einer derart gemischt konfessionellen Bevölkerung wie hier, es einer Zurücksetzung gleichkommt, wenn ein Katholik, nachdem er in ein Kollegium gewählt worden ist, in welchem die Protestanten die Mehrheit haben, nicht bestätigt würde."

* **St. Goar,** 21. Dec. Die Besetzung von Landrathsstellen ist eines der lehrreichsten Kapitel für jeden, der sich für Paritätsfragen in Preußen und für preußische Selbstverwaltung interessirt. Daher ist es wohl nicht unnütz, den „neuen Fall" aus dem Kreise St. Goar etwas näher zu beleuchten. Dieser fast ganz katholische Kreis umfaßt keine Stadt über 6000 Einwohner, hat fast keine Industrie und sozusagen keine Socialdemokraten. Die meist ländliche und kleinstädtische Bevölkerung ist ruhig, lebenslustig und patriotisch, und wenn auch nicht reich, so ist der Kreis doch auch nicht zu den „armen" zu rechnen. In Herrn Wallraf hat dieser Kreis einen sehr talentvollen, sehr umsichtigen und persönlich allerseits beliebten Landrath, der auch bei der Regierung volle Anerkennung fand. Als derselbe vor etwa einem Jahre als Regierungsrath nach Koblenz berufen wurde, herrschte allgemeines Bedauern im Kreise. Nun wurde der bisherige Landrath des Kreises Adenau, Hr. v. Kruse, ostpreußischer Herkunft, Protestant, Mitglied des evangelischen Bundes, zum commissarischen Landrath in St. Goar bestellt, worauf sich allgemeine Befriedigung im Kreise — Adenau kundgab. Sofort begannen lebhafte Bemühungen seitens des Kreissecretärs und einiger „großer Herren", um den Kreistag zum Verzicht auf sein Vorschlagsrecht zu bewegen, falls dieses Recht nicht zu Gunsten des Herrn v. Kruse sollte geltend gemacht werden. Der Kreistag aber wollte eben nicht verzichten; er erzwang mit unsäglicher Mühe, durch alle Hemmnisse hindurch, über alle behördlichen Hürden hinüber, trotz endlosen Verzögerungen seine Berufung zur Wahl eines Kandidaten und schlug unter lebhaftem Widerspruch seiner wenigen protestantischen Mitglieder Hrn. Assessor Liebering zum Landrath vor. Dieser Herr entstammt einer im Kreise beheimatheten und geachteten Familie, der Vater ist königlicher Beamter in Koblenz, er selbst Offizier a. D., Gerichtsassessor und, wie man annahm, eine einwandfreie Persönlichkeit. Er ist Katholik, wenn auch keineswegs kirchlichen Kreisen nahestehend. Auf diesen Vorschlag des Kreises erfolgte lange Monate hindurch keine Antwort. Herr von der Recke ging, Herr v. Rheinbaben kam, es wurde Winter und siehe da: kurz vor Weihnachten erhält der Kreis sein Christkindchen in Gestalt der Ernennung des Herrn v. Kruse, Protestant, Mitglied usw., zum Landrath des fast ganz katholischen Kreises St. Goar. So wird's gemacht!

Amerika.

* **New-York,** 25. Dec. Durch das Staatsdepartement ist bekannt gegeben worden, daß die Präliminarien zu den Verhandlungen über einen deutsch-amerikanischen Gegenseitigkeitsvertrag eingeleitet worden wären auf Grundlage der Vorschläge, die beiden Regierungen unterbreitet wurden. Ein hoher Beamter des Departements äußerte sich darüber folgendermaßen: „Da beide Mächte in freundschaftlicher Weise in die Verhandlungen eingetreten sind und die Absicht bekunden, eine glatte und rasche Erledigung der Angelegenheit herbeizuführen, so sollte es keine Schwierigkeit machen, ein beide Theile befriedigendes Ergebniß zu erreichen." Gleichzeitig wurde von dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Mr. Hay, der von der Ankunft des neuen amerikanischen Geschäftsträgers in Prätoria, Mr. Hollis, unterrichtet worden ist, officiell dementirt, daß die Vereinigten Staaten beabsichtigten, in der Transvaalangelegenheit zu intervenieren oder sonstwie irgend zu vermitteln.

*** Zum Kriege in Südafrika.

* **London,** 24. Dec. Das Kriegsamt veröffentlicht eine Depesche des Etappenkommandanten von Natal aus Pietermaritzburg vom 22. d., wonach die Engländer sieben Todte und vierzehn Verwundete verloren. Die Depesche berichtet auch von drei Todesfällen an Typhus. Aus den in der Depesche genannten Regimentern geht hervor, daß es sich um ein am 18. d. M. stattgehabtes Gefecht bei Ladysmith handelt.

* General Gatacre erließ eine Proklamation, durch die es den Farmern und deren Angehörigen verboten wird, sich außerhalb ihrer Besitzthümer in dem Distrikte umher zu bewegen. Sterkstrom aber dürfen sie nur Samstags und auch dann nur nach Einholung besonderer Erlaubniß besuchen. Man hofft, es auf diese Weise der Holländer Bevölkerung unmöglich zu machen, den Buren Kundschafterdienste zu leisten oder sich ihnen anzuschließen. Jedermann, den die englischen Patrouillen in Zukunft außerhalb seiner Farm, bezw. seinen Ländereien antreffen, wird ohne weiteres arretirt werden. (!)

* Die englischen Kriegsgefangenen in Pretoria werden zufolge einer Mittheilung der Frankf. Ztg. aus der Cape Times gut behandelt, ihre Rationen seien aber klein und die Preise der Nahrungsmittel hoch. Die Gefangenen werden jetzt mit den Konserven genährt, welche die Buren in Dundee erbeuteten. Einige achtzig Buren und eine besondere Truppe Deutscher Freiwilliger bemacht die Gefangenen. Sie befinden sich innerhalb der Rennbahn und sie schlafen in den Schuppen daselbst. Präsident Krüger besucht die Gefangenen zweimal oder dreimal in der Woche, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist. Man ist augenscheinlich sehr besorgt darüber, daß sie vielleicht entkommen könnten. Die Kanonen von einem der benachbarten Forts hat man heruntergebracht und auf die Rennbahn gerichtet, und ein Scheinwerfer beleuchtet nach Eintritt der Dunkelheit von einem benachbarten Hügel aus die Rennbahn, während beim Eingange zur Rennbahn eine Maximkanone aufgestellt ist.

Vermischtes.

* Der Menschenmarkt im Osten. Die ‚Deutsche Tagesztg.' bringt folgende Anzeige:

„20,000 Galtzier! Männer, Mädchen, Burschen, für Feld, Ziegelei, Fabrik, auf Stunden-, Tage- oder Monatslohn, auch Accord, kann unter sehr günstigen Bedingungen stellen. Eventuell übernehme auch die Garantie fürs Nichtfortlaufen der Leute bis Schluß der Arbeit, wenn Aufseher durch mich gestellt werden kann. Auf Wunsch sende sofort Vertrags-Formulare zur gefl. Durchsicht. Beste Zeugnisse zur Seite. Landsberg, Oberschles. Adolf Lick, Größtes reelles Arbeitervermittelungs-Bureau."

Ein lehrreicher Beitrag auch zur Geschichte der Leutenoth in Ostelbien!"

* Bedenklich. „Was ist denn deine Leibspeise, Otto?" — „Seitdem meine Frau kocht, hab ich überhaupt keine Leibspeisen mehr."

* Zur Naturkunde. „. . . Ja, Karlinchen, die schönen Seidenkleider, die ich trage, rühren alle von einem unansehnlichen, armen Würmchen her!" — „Nicht wahr, Mama — und dieses arme Würmchen ist der Papa?"

* Profitabel. Galanteriewaarenhändler (zum neuen Commis): „Jetzt kommt Professor Zickel, das ist unser bester Kunde, — — der kauft einen Schirm und läßt ihn gleich bei uns stehen."

---

hinüber zur Hütte seines Vaters. Er hatte den Brocken gefunden, größer als er ihn gewünscht hatte! Und was er sich ausgesonnen, das konnte er nun beginnen.

„Ich hab' ihn!" keuchte er daheim, schier von Athem und warf das Stück auf den Tisch, daß der in allen Fugen ächzte.

Der Alte schlug die Hände ein über das andere Mal zusammen. „Du rothgoldenes Herrgott!," rief er schier in einem Zuge. „Wie sag' ich denn? Wie soll ich denn sagen? Ein Leut wenn einem was schenkt, so sagt man halt: Vergelt's Gott. Aber da, was kunnt einer da sagen?"

„Wer wird uns das Trumm abkaufen?" zweifelt der Sepp. „Wer hat so viel Geld?"

„Ein Bauer nicht. Da wirst du schon ins königliche Bergamt müssen, leicht, daß sie dir dorten das Geld geben dafür. Oder es soll dir der Bergmeister dafür zahlen, was er meint. Red' mit ihm!"

„Ich hätt' so wie sie mitsollen nach Lam"' berichtete Sepp. „Wir sind durch drei Tage alle seine Gäste, hat er gesagt; ich wollt' aber nicht hin, ich hab' keine große Freud daran. Aber morgen geh' ich hinüber und frag' ihn, ob er mir für die Stufe das Geld geben thät, das sie werth ist. Ihm kunnt es am Ende ja gleich sein."

„Ja, ja. Und thut er es nicht, nachher fragst halt wo anders, leicht in Bodenmais, oder gehst gar zum König damit. So eine Sache ist allemal ihr Geld werth . . . Aber daß ich sag: wir kunnten ein paar Vaterunser beten dafür, weil du das Trumm gefunden hast. Der Mensch muß nicht gerad dem Herrgott über den Hals laufen, wenn es ihm schlecht geht, auch für's Glück muß er ihm danken. Und so ein Fund ist gewiß ein Glück."

Sie knieten sich hin und beteten ein Dankgebet.

Zur selben Zeit aber ging es in der Schänke Zum Leder schon hoch her. Auf so einen Fund hin kann man sich schon etwas gönnen. Das Zechgelage dauerte bis gegen Morgen, und als Sepp mit der Anfrage zum Bergmeister kam, war der noch nicht recht nüchtern.

„Woltet Ihr nicht so gut sein, mir die Stufe abzukaufen?" frug er. „Für unsereiner hat gerad' das baare Geld einen Werth, aber Ihr könnt damit schon was anfangen."

„Was willst denn dafür?"

Sepp schupfte die Schultern. „Was das Trumm halt werth ist . . . so beiläufig. Ich kenn' es nicht und ein anderer auch nicht. Aber Ihr kennt Euch schon aus darin. Was Ihr halt so geben wollt."

Der Bergmeister nickte einigemal vor sich hin, ging in eine Kammer und füllte dort einen Lederbeutel mit Goldgeld. Und in währendem Füllen rechnete er sich aus, wie viel ihm der Handel noch Gewinn abwerfen könne.

„Langt es?" frug er dann den Burschen und klimperte mit den Münzen. Sind lauter vollwichtige Fuchsen, echte Goldfuchsen."

„Ueberall hin langt's", versicherte der hastig und langte nach dem Beutel. „Vergelt's Gott tausendmal!"

„Was wirst denn anfangen mit dem Gelde?" fragte der Bergmeister.

„Ein Gütlein kauf' ich mir darum."

„Ist schon recht . . . Doch halt: warum bist denn gestern nicht gekommen?"

„Ich hab' . . . nicht recht auskönnen", redete der Bursche aus.

„Aber heut' kommst! Verstehst mich!"

Als Sepp mit dem Beutel voll Goldgeld die sanft ansteigenden Gefilde hinaneilte, war es ihm, als hätte er Flügel und berührte den Erdboden kaum. So viel Geld! Mit einem Schlage war er ein gemachter Mann und alle Noth war verscheucht. Ueberlings blieb er stehen, und ein freudiger Jauchzer klang hinaus in die klare Bergluft.

Daheim versteckte er rasch den Beutel in die Truhe, zog sein Sonntagsgewand an und machte sich auf den Weg nach Lam.

„Mußt halt doch ein Zeitlein dort bleiben", hatte sein Vater gerathen. „Wenn er es schon so haben will; er hat dir auch einen Gefallen gethan."

Und Sepp blieb dort. Anfänglich fühlte er sich zwar fremd in dem tollen Treiben, als aber das viele Trinken zu wirken begann und später noch die Spielleute anrückten, dachte er nimmer ans Heimgehen.

„Was bist denn gestern nicht kommen?" fragte ihn einer seiner Altersgenossen. „Gerade du hättest Ursache gehabt, daß du einer von den Lustigsten gewesen wärest. So einen Batzen Geld finden und behalten dürfen! Sel wenn mir so widerfahren wäre, ein Loch schlüge ich der Welt!"

„Ist halt so gewesen", gestand Sepp treuherzig: „zum ersten ist's schon ein bissel lang geworden, bis wir die Nachtsuppe gegessen haben, und nachher haben wir einige Vaterunser gebetet zum Dank für das unverhoffte Glück."

Der andere schlug eine helle Lache auf. „Ah so!" und gleich darauf schrie er in den Trubel hinein: „Ausgehalten! Wißt, was sich gehört, wenn das Bergglück so lacht? Den Rosenkranz müssen wir nehmen und beten wie ein altes Weib für den Segen. Der Sepp hat es schon so gemacht."

Brüllendes Lachen folgte der Rede. „Der Sepp! Ja, dem sieht so etwas ganz gleich. Wo ist er denn? Er soll den Vorbeter machen . . ."

„Leutln, versündigt euch nicht!" mahnte ein alter, weißbärtiger Bergmann. „Der Mensch kann lustig sein, so viel er will, aber die Markung muß er wissen, wie weit er es treiben darf und wo sich das Unrecht anfängt. Und solche Reden gar! Ich laß' mich nicht verschimpfen und verspotten und ein anderer auch nicht, und der Herrgott soll es leiden? Alles was recht ist, aber das laßt fein abseits liegen!"

„Herrgott hin oder her!" mischte sich der Bergmeister darein. „Im Buchet oben steckt der richtige Herrgott im Stollen drinnen. Da geb ich den Leuten recht. Der hilft über alle Noth weg, schafft mir Gunst und Recht und leicht kann sich einer auch den Himmel darum kaufen. Ich mein' schon: ohne Geld ist der Gescheiteste ein Narr und der Frömmste ein armer Teufel." Er lachte hell auf ob seiner Weisheit.

Ein Blitz leuchtete grell und scheusam auf, und ein Donnerschlag rollte über das Regenthal hin. Ein Gewitter brach los.

* * *

Als sich die Bergleute von ihrem wüsten Gelage erholt und ihren Taumel ausgeschlafen, gingen sie wieder an die Arbeit. Aber den Stollen fanden sie nicht mehr. Ihr ganzes Arbeitsgeräth lag auf dem Plane herum, ein Stück da, ein anderes dort; sie fanden jedes Stück. Nur den Eingang zum Stollen fanden sie nicht. Sie konnten gar nicht mehr erkennen, wo sie eingeschlagen gehabt.

Bedeutungsvoll sah einer den anderen und dann den Bergmeister, der mit verstörtem Gesicht dastand und rathlos umherspähte nach der Stelle, wo die Mündung des Stollens gewesen.

Er ließ wieder einschlagen. Man grub und sprengte, man wühlte hin und her: überall nur taubes, werthloses Gestein. Nicht einmal elender Eisenkies zeigte sich. Der Säckel des Bergmeisters wurde von Woche zu Woche leerer und sein Gesicht immer finsterer. Als er den letzten Groschen ausgezahlt, nahm er seinen Stecken und wanderte in die Welt hinaus als — Bettelmann.

Und seitdem hat sich nie wieder gleißendes Gold gezeigt, so viel auch danach gesucht und gegraben wurde. Heute erinnern nur mehr althergebrachte Namen, verschüttete Stollen und wüste Halden an den einstigen Bergsegen; und um jene Zeiten webt und spinnt die Sage.

---

* Das Einkommen zweier Finanzfürsten. Wie verhält sich das Vermögen Rothschild's zu dem von Krupp? Mit runden Zahlen läßt sich das nicht ausdrücken. Wenn man aber lediglich das Einkommen betrachtet und annehmen will, daß die mit der höchsten Einkommensteuer belegten Leute im Regierungsbezirk Wiesbaden und Düsseldorf eben Rothschild in Frankfurt und Krupp in Essen sind, so erscheint das Einkommen Krupp's höher. Er ist nämlich mit 8 bis 9, Rothschild aber „nur" mit 6 bis 7 Millionen Mark jährlichem Einkommen zur Steuer veranlagt (1897/98) Ob aber nun Krupp mehr Vermögen hat, ist sehr zweifelhaft. Vom Hause Rothschild ist anzunehmen, daß es Kapitalien im Auslande hat, die sich hier jeder Controle entziehen und vielleicht nur in den Actien der Rothschildgruppen in die Erscheinung treten.

* Naiv. Junge Gattin eines Amtsrichters: „Ja, mein Mann hat jetzt schrecklich viel zu thun mit dem Studium des Neuen Gesetzbuches! . . . Und denken Sie, kaum ist er mit dem Studium des Einführungsgesetzes fertig, da haben die Gesetzgeber schon wieder ein Ausführungsgesetz gemacht. Nun ist alle Arbeit umsonst gewesen!"

Hoffmann's Speisenmehl, ein Fabrikat aus bestem Reis, hergestellt in den weltberühmten **Hoffmann**'schen **Stärkefabriken**, vereinigt die größten Vorzüge für Kranken- und Kindernahrung, für Massenspeisung und Luxusküche. Reinheit des Geschmackes und gänzliche Säurefreiheit machen es zur Kranken- und Kindernahrung hervorragend geeignet.

In der bürgerlichen Küche ist Hoffmann's Speisenmehl ein billiges Mittel, wohlschmeckende süße Speisen, Kuchen, Backwerke herzustellen und ein vorzügliches Bindemittel für Suppen und Saucen.

Rezeptbücher in allen bessern Geschäften der Colonialwaaren- und Delikateß-Branche.